

INTERVIEW

«Ich sah immer wieder dieses Bild der Skelette»

Ihr Vater überlebte den Holocaust und floh in die Schweiz. Sprechen konnte er kaum darüber, doch er kämpfte weiter um Gerechtigkeit. Nun hat Nadine Olonetzky die ganze Geschichte aufgeschrieben.

Martina Läubli

15.06.2024, 21.45 Uhr ⌚ 8 min



Dieses Foto von Benjamin Olonetzky, dem Vater der Autorin, von etwa 1922 ist der einzige Gegenstand, der nach Verfolgung und Enteignung durch die Nationalsozialisten übrig blieb.

Privatbesitz

An Weihnachten brannten bei der Familie Olonetzky die Kerzen auf dem Weihnachtsbaum und auf dem Chanukka-Leuchter. Die jüdische

Herkunft war für Nadine Olonetzky selbstverständlich, aber in ihrem Schweizer Umfeld lange kein Thema. Ein einziges Mal erzählte ihr Vater, ein Holocaust-Überlebender, was geschehen war. Vor seiner Flucht in die Schweiz musste er in einem KZ Zwangsarbeit leisten. Die Ungeheuerlichkeit der Geschichte konnte seine Tochter erst ermessen, als sie über 2000 Archivseiten zu seinem juristischen Kampf um Entschädigung fand. Auf der Basis dieser Dokumente und eigener Erinnerungen hat sie nun ein Buch über ihre Familie geschrieben. Es ist eine vielstimmige Zeitgeschichte und eine ergreifende Reflexion über Verschweigen und Erinnern.

Nadine Olonetzky, als Kind sind Ihnen im Dunkeln immer wieder Skelette erschienen. Wo war das?

Sie standen in meinem Zimmer oder im Raum, in dem ich Klavier üben musste. Natürlich fürchtete ich mich vor ihnen. Heute würde ich sagen, dass die Skelette ein Bild für ein Gefühl waren. Ich spürte deutlich, dass etwas da ist, worüber nicht gesprochen wird. Etwas Unheimliches, Schmerzhafte, Gefährliches. Aber ich wusste nicht, was es war. Ich sah einfach immer wieder dieses Bild der Skelette.

Haben Sie den Eltern davon erzählt?

Ich weiss es nicht mehr genau, aber ich vermute es. Mein Vater sagte immer: Wenn du gross genug bist, erzähle ich dir das. Dieser Satz gab mir das Gefühl: Man darf nicht nachfragen. Er war *auch* der Auslöser für das Bild der Skelette, so sehe ich es heute. Und als ich in den Dokumenten zu lesen begann, sah ich sie wieder in der Ecke stehen.

Wann waren Sie alt genug, um zu erfahren, was passiert war?

Als ich 15 war, zitierte mich mein Vater in den Botanischen Garten in Zürich. Wir sassen auf einer Parkbank, und er erzählte mir, dass er die Shoah überlebt hatte, dass er in die Schweiz fliehen konnte und dass mein Grossvater und meine Tante ermordet worden waren. Natürlich war ich auch mit 15 nicht gross genug für diese Geschichte. Um so etwas zu erzählen, ist es nie der richtige Moment.

Was hat dieses Gespräch bei Ihnen ausgelöst?

Es war einschneidend. Einerseits spürte ich Erleichterung: Ich hatte

mich nicht getäuscht. Wenn man etwas sieht, was sonst niemand sieht, verzweifelt man an der eigenen Wahrnehmung. Das Bild der Skelette erfuhr eine Einordnung. Gleichzeitig war es sehr, sehr schwer. Seine Geschichte hat mich sprachlos gemacht. Mein Vater begann irgendwann zu weinen.

Ihr Vater hat Ihnen einiges erzählt – aber nicht, dass er 24 Jahre lang mit dem deutschen Staat um Entschädigung gestritten hat. Wie haben Sie davon erfahren?

2019 wollte ich Stolpersteine für meine Verwandten setzen lassen. Meine Familie kommt ursprünglich aus Odessa, floh dann aber vor antisemitischen Pogromen nach Stuttgart. Ich recherchierte und stellte Archivanfragen. Als ich die Links öffnete, merkte ich: Das ist ja wahnsinnig viel Material! Ich hatte gehofft, mehr über meinen Grossvater Moritz und meine Tante Anna zu erfahren. Doch nun merkte ich: Das meiste drehte sich um meinen Vater, der damals bereits gestorben war. Das war ein Schock.

Was haben Sie in den Dokumenten entdeckt?

Mein Vater kämpfte mit dem Landesamt für die Wiedergutmachung um Entschädigung. Dafür musste er beweisen, wer er ist, woher er kommt, was die Familie besessen hatte. Alles wurde von den Behörden in Zweifel gezogen. Mein Vater war staatenlos, ihm war alles geraubt worden, er hatte keine Papiere, aber er musste Beweise vorlegen. Die Behörden sprachen von «Imstichlassen des Hausrats», dabei wurde der Familie alles weggenommen! Diese Verdrehung der Tatsachen hat mich fassungslos gemacht. Als ich die Dokumente las, wurde mir klar: Davon muss ich erzählen, und diese Sprache muss auch ins Buch.

Es ist eine sehr bürokratische Sprache.

Mein Vater musste den «Schaden an Freiheit» oder den «Schaden an Eigentum» beweisen. Was bedeutet es, wenn einem alle Dinge weggenommen werden? Wenn man rein nichts mehr hat, bis auf eine einzige kleine Fotografie? Und was die Freiheit angeht: Die NS-Diktatur verfolgte und inhaftierte alle Jüdinnen und Juden. Auch mein Vater, der Zwangsarbeit leisten musste, war inhaftiert. All jene, denen die Flucht gelang, mussten bei null wieder anfangen, während das Gros der Nazis nach dem Krieg unbehelligt blieb. In den Ämtern sassen mehr oder weniger die gleichen Leute wie vorher.

Ihr Grossvater wurde deportiert. In den Dokumenten ist die Rede von «1013 Stück», die sich für den Transport besammeln müssen. Ihr Grossvater war einer davon.

Hier zeigt sich die Entmenslichung, der Warencharakter, den die Nationalsozialisten den Menschen gegeben haben, die sie deportiert und ermordet haben.

Ihr Vater hat letztlich eine Entschädigung erhalten. Nach 24 Jahren Beweisführung. Warum war er so ausdauernd?

Ich erkläre es mir einerseits aus seiner Persönlichkeit, er war energiegeladen, lebenslustig, wütend. Andererseits forderte er ein Eingeständnis ein, dass das, was ihm angetan worden war, Unrecht ist; es konnte nicht um Geld gegangen sein, die Entschädigung war zu schäbig. Die Behörden weigerten sich jahrelang, anzuerkennen, dass mein Vater in Haft gewesen war. Anstatt für fast sechs Jahre wurde er schliesslich für 20 Monate Zwangsarbeit entschädigt. Pro Tag wurden 5 D-Mark verrechnet, für 20 Monate «Freiheitsberaubung» erhielt er 3000 D-Mark.

Hat der deutsche Staat bei der Entschädigung von NS-Opfern versagt?

In vieler Hinsicht ja. Zwangsarbeiter etwa wurden bis heute kaum entschädigt, weder vom Staat noch von den beteiligten Firmen. Mein Vater, meine Tante und mein Onkel wurden bei ihrem Rechtsstreit von der World Jewish Restitution Organization unterstützt. Später übernahm mein Vater die Verfahrenskosten selbst.

Sie haben sogar herausgefunden, mit welchem Zug Ihr Grossvater deportiert wurde. Wohin wurde er gebracht?

Über Auschwitz und die grossen Konzentrationslager wird viel gesprochen. Aber daneben gab es über 1000 kleinere Lager. Izbica, wohin mein Grossvater deportiert wurde, wird heute als «Transitghetto» bezeichnet. Dort sind sehr viele Menschen umgekommen, aber es gab keine Gaskammer wie in Majdanek, Sobibor oder Treblinka. Vor dem Krieg war Izbica ein blühendes jüdisches Shtetl, mit Markt, Kino, Leseverein, Synagoge. 1942 erklärten die Nazis das ganze Shtetl zum Lager. Wo zuvor 4000 Menschen lebten, wurden nun fast 30 000 eingepfercht. Überlebt haben nur 15 von ihnen.

Sie sind selbst nach Izbica gefahren. Was haben Sie dort gefunden?

Der Forscher Steffen Hänschen hat mich begleitet. Obwohl ich sein Buch gelesen hatte, hätte ich ohne ihn nicht alle Spuren erkennen können. Offiziell gibt es keinen Hinweis darauf, dass Izbica einmal ein lebendiges jüdisches Shtetl und später ein «KL» war, wie es in den Dokumenten heisst. Auf dem Friedhof gibt es zwei riesige Massengräber, aber die dazugehörige Tafel wurde zerstört. Ich legte einen Stein auf dieses Massengrab, obwohl ich nicht weiss, ob mein Grossvater dort liegt.

Anders als Ihr Grossvater und viele andere konnte Ihr Vater sein Leben retten. Seine Geschichte ist geradezu abenteuerlich.

Es ist eine Räubergeschichte!

Wie gelang es Ihrem Vater, die Schweizer Grenze zu überqueren?

1943 lautete der Befehl, dass alle jüdischen Flüchtlinge an der Grenze zurückgeschickt werden mussten. Drei Polizisten im Baselbiet haben sich nicht daran gehalten und meinem Vater und seiner ersten Frau das Leben gerettet. Mein Vater erzählte mir, dass die Zöllner Mitleid gehabt hätten. Er war schwer krank und sehr mager. Im Rapport der Grenzwächter ist von einem «Nervenzusammenbruch» die Rede.

Die Schweiz hat Ihren Vater aufgenommen, wollte ihm dann aber kein Asyl gewähren.

Die Rolle der Schweiz ist ambivalent. Zuerst rettet man meinem Vater das Leben, auch medizinisch. Er und seine damalige Frau kamen in Auffanglager. Das Lager in Serneus im Prättigau war ein sehr positiver Ort für ihn. Später machten wir Ferien an diesem Ort, ohne dass ich wusste, warum. Nach dem Krieg wollten ihn die Behörden zur Ausreise zwingen, zuerst nach Australien, dann nach Israel. «Weiterwandern» wurde das genannt. Mein Vater setzte alles daran, dass das nicht passiert. 1949 wurde entschieden, dass er und seine damalige Frau in der Schweiz bleiben können.

Wollte die Schweiz die jüdischen Geflüchteten wieder loswerden?

Das kann man grosso modo so sagen. Man muss aber auch sagen, dass es sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz Menschen

gab, die meinem Vater geholfen haben. Sonst hätte er nicht überlebt. In Deutschland haben ihn Leute gewarnt und versteckt, in der Schweiz haben Menschen dafür gesorgt, dass er essen, sich erholen und eine Ausbildung machen konnte.

Sie sind in der Nachkriegszeit geboren und aufgewachsen. Wie hat Ihre Familiengeschichte Ihr Leben geprägt?

Die Angst, dass etwas Schlimmes passiert, ohne Grund, ohne Verschulden, wurde mein Vater nicht los, obwohl er jahrelang zum Psychotherapeuten ging. Die Welt ist ein gefährlicher Ort, das spürte ich auch. Ich musste diese Angst zuerst aus dem Weg räumen, bevor ich mein eigenes Leben anfangen konnte.

Ist Ihr Buch ein Versuch, das Schweigen zu brechen?

Absolut. Ich breche das Schweigen, das in meiner Familie herrschte. Beim Schreiben ging ich zwar von uns aus, erzähle aber etwas, das sehr viele Menschen erlebten. Aus den Echos auf das Buch merke ich jetzt auch, wie viele Menschen ähnliche Erfahrungen gemacht haben, bis hin zur Erscheinung von Geistern.

Warum hat Ihr Vater so lange geschwiegen?

Er wollte und musste sich selber schonen. Er wollte uns Kinder schonen. Er musste vorwärtsschauen, sich ein Leben aufbauen. Er suchte lange nach einer Sprache. Aber eines Tages musste er die Geschichte loswerden. Zugleich hat er Dinge wiederholt. Wiederholungen sind ein Teil unserer Geschichte. Das wurde mir von neuem klar, als der Krieg in der Ukraine ausbrach.

Warum?

Ich dachte: Wieder müssen Leute aus der Ukraine, Odessa, weggehen und alles zurücklassen. Was bedeutet das für die nächste und übernächste Generation? Eine Diktatur greift ins Intimste der Menschen ein, in die Gefühle, in die Körper, in die Handlungen, ins Sprechen. Man kann nie ohne Proviant verreisen, weil man vermeiden möchte, wieder hungern zu müssen. Solche Dinge stecken tief in einem drin, die gibt man weiter.

Die meisten Überlebenden der Shoah sind inzwischen gestorben. Liegt die Verantwortung der Zeugenschaft nun bei der zweiten

Generation?

Jede Generation sieht die Geschichte aus einem anderen Blickwinkel und hat das Recht, sie nochmals neu zu erzählen. Mein Buch ist auch ein Buch über die Nachkriegszeit. Ich greife vor und zurück und arbeite mit Überblendungen, denn das Vergangene bleibt nicht vergangen. Es führt zu Langzeitfolgen, die in den Alltag der Gegenwart eingreifen, etwa in Form von Ängsten. Dass aus der Geschichte offensichtlich nichts gelernt wird und es zu Wiederholungen kommt – zu stereotypen Vorurteilen, Schikanen, Gewalt –, bestätigt dann die Befürchtungen. Wichtig wäre doch die Vielfalt: Es gibt nicht *die* Juden, *die* Deutschen, *die* Schweizer. Es gibt Menschen.

Die Fotografie spielt in der Geschichte Ihrer Familie eine zentrale Rolle. Woher kommt diese Faszination?

In meinem Leben hatte die Fotografie etwas Schicksalhaftes. Der einzige Gegenstand, der die Flucht und Shoah überlebt hat, ist eine kleine Fotografie von meinem Vater als Kind. Mein Vater war ein talentierter Amateurfotograf, mein Onkel wurde Fotograf in Israel, mein Bruder ist Fotograf. Mein Vater hatte alles verloren und wollte alles fotografisch festhalten. Ich selbst schreibe seit vielen Jahren über Fotografie und Kunst. Bilder helfen mir, über das Leben nachzudenken. Nun wollte ich über die Bilder in unserer Familie schreiben.

Nadine Olonetzky

Keystone

Die Zürcher Autorin, Herausgeberin und frühere Mitarbeiterin der «NZZ am Sonntag» schreibt seit vielen Jahren über Fotografie und Kunst. 2018 erschien von Nadine Olonetzky der poetische Band «Belichtungen». In ihrem neuen Buch «Wo geht das Licht hin, wenn der Tag vergangen ist» (S. Fischer) setzt sie sich mit ihrer Familiengeschichte auseinander.

Nadine Olonetzky: Wo geht das Licht hin, wenn der Tag vergangen ist. S. Fischer, 2024. 448 S., um Fr. 34.–, E-Book Fr. 20.–. Hörbuch, gelesen von Franziska von Fischer, Argon 2024.

Passend zum Artikel

Carl Lutz – der Schweizer, der 60 000 Juden vor dem Holocaust rettete

21.05.2024 ⌚ 8 min



INTERVIEW

«Antisemitismus ist wie eine Hydra»

10.03.2024 ⌚ 11 min



Mehr von NZZ am Sonntag

Weitere Artikel >